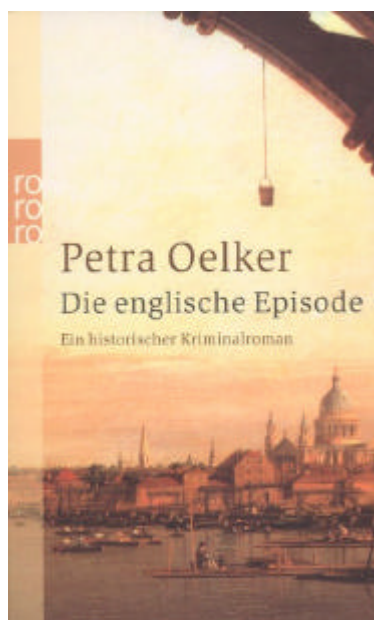


Leseprobe aus:

Petra Oelker

Die englische Episode

(S. 17 - 30)



KAPITEL 1



Dieses Mal hatte der Tod sein Spiel verloren. Oder hatte er nur gnädig auf seine Beute verzichtet? Das glaubte sie nicht. Was sollte am Sterben eines Kindes Gnade bedeuten? Sie glaubte, dass der Tod mit dem Leben spielte. Ein unerbittliches Spiel, in dem die Rollen so ungerecht verteilt waren wie in keinem anderen.

Ein böiger Nordwest kam vom Fluss herauf, schärfte sich in den engen Straßen und durchdrang die dicke Wolle ihres Schultertuches. Auch in der Kirche hatte sie gefroren, die Mauern von St. Michaelis hielten die Kälte der langen Wintermonate oft bis weit in den Sommer hinein, sie war froh gewesen, dass Merthe darauf bestanden hatte, ihr den heißen Stein mitzugeben.

Der lag nun erkaltet in ihrer Tasche, aber immerhin waren ihre Füße warm.

«Du darfst nicht krank werden», hatte Merthe gesagt und wie immer Recht gehabt, als sie streng hinzufügte: «Du siehst aus, als könnte dich ein Mückenstich umbringen.» Sicher hatte Merthe auch Recht gehabt, als sie entschieden gegen den Besuch der Morgenandacht protestierte: «Du brauchst keine kalte Kirchenbank, sondern Schlaf. Geh endlich ins Bett, es wird Gott nicht stören, wenn du deine Gebete unter einer warmen Decke sprichst.»

«Guten Morgen, Madame Boehlich. So früh schon unterwegs? Aber daran tut Ihr recht. Es ist ein herrlicher Morgen, für Mitte April sogar wahrhaft herrlich. Geht es Onne besser?»

Luise Boehlich blieb stehen und schlug ihr Tuch aus der Stirn zurück. Sie war rasch den seit Jahren vertrauten Weg gegangen und hatte nicht bemerkt, dass sie schon den Großneumarkt erreicht hatte. Schröder, der Bäcker aus dem Valentinskamp, stand vor ihr und sah sie freundlich an. Wieder zerrte eine Bö an ihrem Tuch und an ihren Röcken, doch nun fühlte sie die Kälte nicht mehr. Seit Tagen hatte sie ihr Haus nicht verlassen, seit Tagen mit niemandem gesprochen als mit Merthe und dem Arzt, seit Tagen hatte sie nichts gesehen als deren sorgenvolle Mienen und das fiebernde Gesicht ihres Sohnes. Die gesunde Pausbackigkeit des Bäckers, der süße Duft aus seinem Korb, die Spuren von Mehl auf seiner Schürze erschienen ihr wie die Verheißung von neuem Leben, von Wärme und Alltäglichkeit. Von Glück, dachte sie und fühlte dankbar, wie leicht Glück aus einer Kleinigkeit erwachsen kann.

«Danke, Meister Schröder, ja, es geht Onne endlich besser. Das Fieber ist gesunken und Dr. Reimarus hat uns versichert, dass es nun überstanden ist.»

Sie wollte lächeln, doch ein Schluchzen stieg in ihrer Kehle auf, und sie wischte sich hastig mit ihrem Ärmel über das Gesicht. «Wie dumm von mir, jetzt noch zu weinen», sagte sie und versuchte wieder ein Lächeln.

«Seid froh, wenn Ihr Grund habt, aus Freude zu weinen», sagte der Bäcker, hob das Leintuch von seinem Korb, griff nach kurzer Auswahl ein süßes, zuckerbestäubtes Brötchen und überreichte es Madame Boehlich, als sei

es eine duftende Rose. «Nach diesem harten Jahr. Aber nun», er schob das rundliche Kinn vor und sah zum Himmel hinauf, «kommt die Sonne durch die Wolken. Glaubt mir, wenn der Sommer anfängt, wird alles besser. Die Wärme und das Licht machen Euren Sohn im Handumdrehen gesund. Und bald», fügte er nach kurzem Zögern hinzu, als habe er nach etwas besonders Tröstlichem gesucht, «kommt der Mai und dann ...»

«Im Juni», widersprach sie hastig, «ganz gewiss nicht vor Juni. Vielleicht erst im Juli. Es ist noch so viel zu tun im Haus und in der Druckerei, das Auftragsbuch ist voll.»

Sie biss in das süß duftende Brötchen, nickte dem Bäcker einen Dank zu und eilte davon.

Meister Schröder sah ihr verdutzt nach, breitete achselzuckend das Tuch wieder über den Korb und setzte seinen Weg fort. Er mochte Madame Boehlich, alle mochten sie. Seit sie vor einem knappen Jahr Witwe geworden war und selbst die Boehlich'sche Druckerei am Valentinskamp führte, manche fanden sogar besser als Abraham, versagte ihr erst recht niemand den Respekt. Boehlich war fleißig und honorig gewesen, allem Neuen gegenüber jedoch mehr als misstrauisch. Doch die Zeiten waren nun mal so, dass es ständig Neues gab, und wer im Geschäft bleiben wollte, durfte sich dem nicht verschließen. Das hatte er, Schröder, Boehlich immer wieder gesagt, wenn sie im *Bremer Schlüssel* saßen und über Gott und die sich gar zu rasch drehende Welt räsonierten. Das Bewährte, hatte der Drucker dann stets gesagt, bleibe das Bewährte. «Lass andere das Neue versuchen und sich ruinieren. Wenn's doch funktioniert, ist immer noch Zeit, es zu übernehmen.» Sein Faktor war wohl anderer Meinung gewesen, aber klug genug, sich seinem Herrn zu fügen.

Sicher war es sein Einfluss, der Luise Boehlich ihre Geschäfte so klug führen ließ, auch wenn sie seit jeher ihren eigenen Kopf hatte. Abraham hatte es in seiner Ehe gewiss nicht immer leicht gehabt.

Nur gut, dachte er und schob die Tür zum Gasthaus *Zur blauen Möwe* auf, dass die Boehlichin sich nicht mehr lange mit der Druckerei plagen musste. Cornelis Kloth, der Boehlich'sche Faktor, galt als ernsthafter Mensch, als ein Fuchs in Geschäften und als Ehemann – nun, er verstand einen Scherz, war in den besten Jahren und würde sie und ihre Kinder schon nicht in Sack und Asche gehen lassen.

Juni, dachte Luise Boehlich noch, als sie die Caffamacherreihe hinuntereilte. Seit Wochen dachte sie immer wieder: Juni. Das war der verabredete Monat, und damals, im September, war ihr die Zeit bis dahin sehr lang erschienen. Bis zum letzten November. Sie hatte um Abraham getrauert und das Versprechen, das sie ihm in der Nacht vor seinem Tod gegeben hatte, für selbstverständlich genommen. Es war auch jetzt noch vernünftig und ehrbar. Sie musste es einlösen.

Sie bog in den Valentinskamp ein und wandte sich nach rechts. Vor der Schröder'schen Bäckerei blieb sie stehen, schnupperte dem köstlichen Geruch von warmem Brot nach und sah die Straße hinunter, in der sie seit zehn Jahren lebte. Ihr Geist war müde und überwach zugleich. Gegen die Sonne, die gerade erst über die Dächer geklettert war und die noch morgengrauen Fassaden mit sanften Farben bemalte, schienen ihr die Reihen der Häuser wie ein Traumbild, vertraut und doch auf seltsame Weise fremd. Die Luft der frühen Stunde war glasklar – der Tag würde wieder Regen bringen – und ließ sie die Straße wie

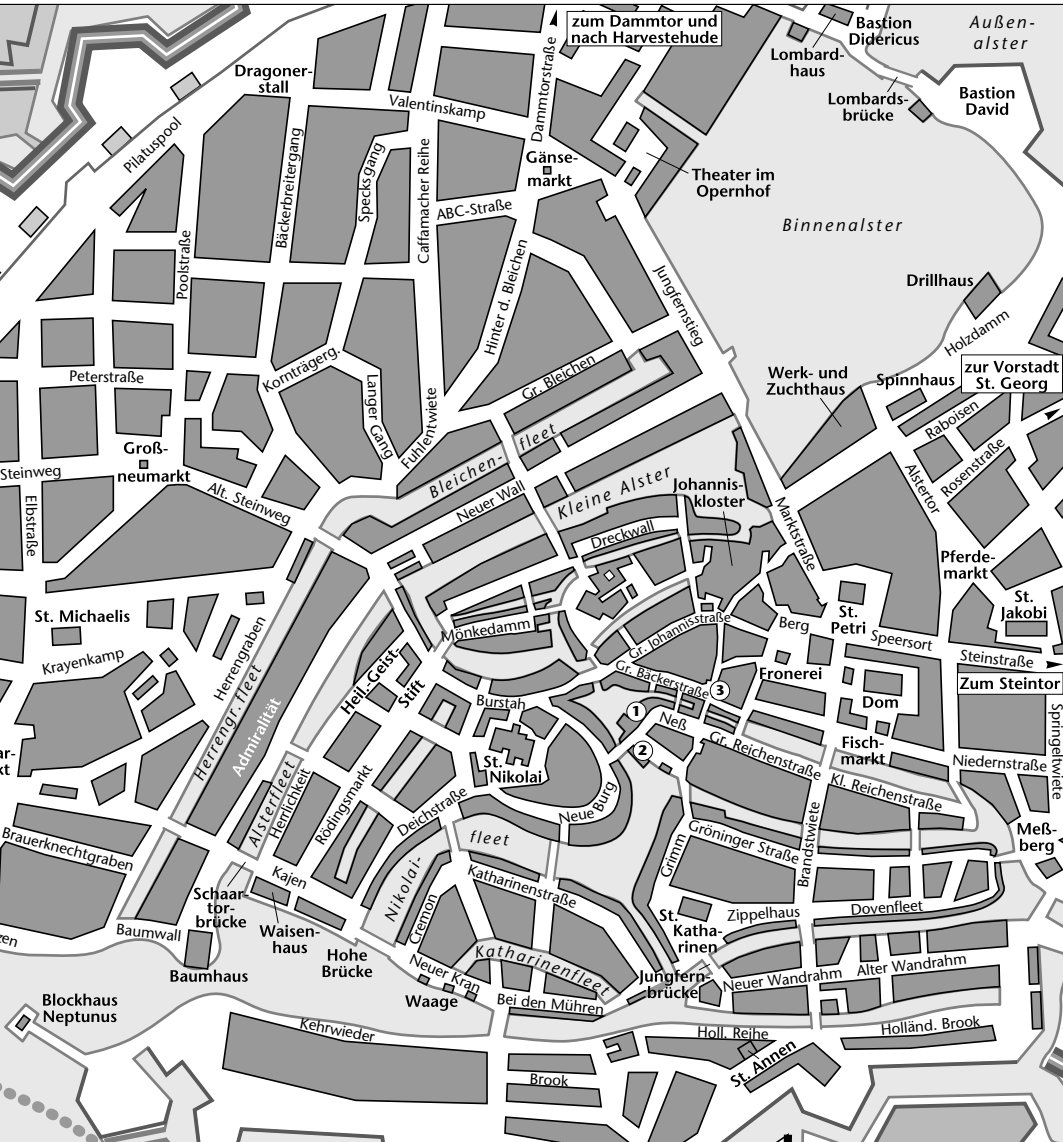
durch eine vergrößernde Linse sehen. Hatte sie je die zierlichen steinernen Farnwedel über der Tür der Feinwäscherei bemerkt? Die moderigen Flecken an den Balken im Fachwerk des nur zwei Fenster breiten Häuschens am Durchgang zur St.-Anscharkapelle? Oder um wie viel stärker der Giebel ihres Nachbarhauses vorkragte als all die anderen?

Jeden Tag war sie an alledem vorbeigegangen und hatte nichts gesehen. «Unsinn», würde Merthe sagen, sollte sie je so leichtfertig sein, Abrahams Schwester von diesen Gedanken zu erzählen. «Unsinn. Was ändert ein Farnwedel, was ändert ein vorragender Giebel an deinem Leben. Warum vertust du Zeit mit Herumstehen und Straßenhinunterstarren?» Merthe war ein durch und durch vernünftiger Mensch.

Als Luise vor einer guten Stunde ihr Haus verlassen hatte, war die Straße bis auf einige Karren und mit schweren Körben zum Markt eilenden Frauen aus den Kohlhöfen verlassen gewesen. Nun waren die Stadttore geöffnet, die Zöllner hatten die ersten Wagen geprüft, und vom Gänsemarkt her ratterten hoch beladene Fuhrwerke über das grobe Pflaster. Vor den Werkstätten fegten die Lehrjungen die Straße, in weit geöffneten Fenstern lag Bettzeug zum Lüften, Wasserträgerinnen schleppten ihre doppelte Last vom Brunnen am Großneumarkt. Eine Schar Jungen flitzte vorbei, gewiss auf dem Weg zu einer der Armenschulen in der Neustadt, und scheuchte lärmend ein paar Hühner auf, die gierig in noch dampfenden Pferdeäpfeln kratzten.

Sie hatte wirklich keine Zeit herumzustehen. Umso mehr genoss sie den Blick entlang der Straße, empfand sie die Wahrnehmung jeder Einzelheit als ein Geschenk.





Als sei sie endlich auf einer dieser Reisen, von denen sie als Mädchen geträumt hatte, wohl wissend, dass sie sie nie antreten würde. Sie wollte von nun an dankbar sein: Wohl hatte sie viel verloren, doch ihre Welt war immer noch unendlich reich. Sie musste sich nur bemühen, den Reichtum zu sehen.

An diesem Morgen hatte sie nicht nur Dankgebete für Onnes Rettung gesprochen, sie hatte Gott auch um Vergebung gebeten. Und um himmlischen Schutz für einen Reisenden. Sünde. Das war es wieder, das kleine gemeine Wort. Sünde. Aber Onne lebte, war das nicht ein Zeichen des Himmels, dass ihr vergeben worden war?

Onne habe es geschafft, er sei eben doch ein kräftiger kleiner Kerl, hatte der Arzt im Morgengrauen gesagt. Plötzlich fror sie wieder. Und wenn der Arzt sich irrte? Was war womöglich geschehen in dieser einen kurzen Stunde, die sie fort gewesen war? Wer wusste besser als sie, die ehrbare Madame Boehlich, was eine kurze Stunde bedeuten konnte, wie schnell ein ganzes Leben durcheinander gewirbelt wurde? Rasch warf sie den letzten Brocken des Brötchens den Hühnern zu, wischte sich den Zucker von den Lippen, lief die letzten Schritte bis zu ihrem Haus, dem drittletzten, bevor sich die Straße zum Gänsemarkt weitete, und schob das Hoftor auf.

«Da bist du ja endlich.» Am zweiten Fenster im ersten Stock stand Merthe, bleich wie immer, ganz in Schwarz wie immer, mit strengem Gesicht. Während der ersten Jahre ihrer Ehe hatte Abrahams Schwester ihr Furcht eingeflößt. Inzwischen, ganz besonders im letzten Jahr, hatte sie gelernt, hinter ihre Fassade zu sehen. Merthe mochte es an Zärtlichkeit fehlen, gewiss auch an Frohmütigkeit, an Leichtigkeit, aber ihre Zuverlässigkeit bedeutete Sicher-

heit, und sie hatte nie versucht, die so viel jüngere zweite Frau ihres Bruders zur Seite zu drängen, was ihr gewiss nicht immer leicht gefallen war. Für die Kinder, die sie auf ihre spröde Art liebte, war ihre Strenge zweifellos ein guter Ausgleich zu Luises allzu großer Nachgiebigkeit.

«Er ist wach», rief Merthe in den Hof hinunter, «komm schnell herauf. Bring frisches Wasser aus der Küchentonne mit, ich will ihn waschen. Und pass auf, dass die Hunde draußen bleiben.»

Die Hunde, zwei dünne weißbraune Zottelgeschöpfe, lagen seit Tagen vor Onnes Tür und warteten auf Einlass.

«Morgen», murmelte Luise, als sie sich mit der Waschsüssel an ihnen vorbeidrängte, «morgen dürft ihr ihn besuchen.»

Onne lag gegen zwei dicke Kissen gestützt in seinem Bett, das Gesicht unter dem vom Fieberschweiß dunklen honigblonden Haar bleich wie die Laken, und lächelte seiner Mutter entgegen. Seine Augen blickten müde, aber klar, der Fieberglanz war verschwunden.

«War es schön in der Kirche, Mama?», fragte er heiser, und Luise stellte zitternd die Schüssel auf den Tisch am Fenster. Sie küsste ihren Sohn und fühlte wieder dieses erdrückende Gefühl der Schuld.

«Und nun geh endlich schlafen», knurrte Merthe, «oder soll ich morgen zwei Kranke pflegen?»

«Ach Merthe», Luise zog Onnes Decke bis an sein Kinn, strich noch einmal über seine Wangen und stand auf, «was täten wir ohne dich?»

Merthe antwortete nicht. Sie beugte sich über die Truhe, suchte nach frischen Lacken und tat, als habe sie nichts gehört. Dankbar sah Luise auf den hageren Rücken. Merthe wirkte oft barsch, doch nur wer sie wenig

kannte, hielt sie für die kalte Frau, als die sie sich gab. Plötzlich fühlte Luise die Müdigkeit der durchwachten Nächte wie schwere Hände auf ihren Schultern und wusste, dass Abrahams Schwester wieder einmal Recht hatte. Noch einmal küsste sie Onne, flüsterte ihm zu, er solle sich nun gesund schlafen, Merthe werde auf ihn Acht geben, und verließ das Zimmer.

Am Fuß der Treppe zog sie Abrahams Taschenuhr hervor, noch zehn Minuten bis zum Arbeitsbeginn. Die Drucker und Setzer, die Korrektoren, Gehilfen und der Lehrjunge würden gleich kommen. Auch Kloth, der Faktor, der ihnen am Morgen die Tür aufschloss.

Seit Abrahams Tod begann Luise Boehlich ihren Arbeitstag mit einem Gang durch die Druckerei. Sie liebte dieses Ritual, liebte den herben Geruch der Drucker-schwärze, den feineren des Papiers. Sie liebte auch die Geräusche: das leise Klicken der Bleiletern, wenn die Setzer sie in den Winkelhaken zu Wörtern und Zeilen zusammenfügten, das Scharren, wenn die Drucker den Karren mit dem Schriftsatz unter die Presse fuhren, das sanfte Quietschen des Bengels, des armlangen Hebels für die schwere Platte, die den Deckel mit dem Papierbogen auf den geschwärtzten Schriftsatz presste. In ihrem Ohr hatte jede Presse ein eigenes Geräusch. Sie habe ein zu phantasievolles Gehör, hatte Abraham gesagt, Presse sei Presse. Aber er hatte dabei gelächelt. Er, der Nüchterne, hatte ihre lebendige Phantasie oft belächelt, doch er hatte sie auch gemocht. Egal, was in den letzten Monaten geschehen war, immer noch vermisste sie ihren Mann schmerzlich.

Seit Tagen war sie nicht mehr in der Druckerei gewesen, seit Onne um sein Leben kämpfte, hatte sie nicht

einmal daran gedacht. Wenn sie nun nicht länger herumstand und sentimental Gedanken nachhing, hatte sie einige Minuten für sich allein in der Druckerei. Und konnte anderen sentimental Gedanken nachhängen.

Zwei Tauben flogen auf, als sie in den Hof trat, sie beschloss, dass das ein gutes Omen sei. Sie sah den Vögeln nach und zur Krone der Kastanie hinauf. In der vergangenen Woche waren die dicken klebrigen Knospen aufgeplatzt, noch waren die Blätter klein, doch schon bald würde der Baum seine ganze Pracht entfalten und die unreifen Knotengebilde seiner Kerzen sich in kleine Pyramiden aus duftig-weißen Blüten verwandeln. Abraham hatte die Kastanie schon vor Jahren fällen lassen wollen. Sie sei nun zu groß, hatte er gesagt, ihr Schatten verdunkle die Druckerei. Immer wieder war es ihr gelungen, ihm noch ein Jahr für den schönen Baum abzurufen, dann noch eines und noch eines. Doch jetzt, da sie alle Verantwortung alleine trug, ertappte sie sich bei dem gleichen Gedanken.

Sie schüttelte energisch den Kopf: Jetzt erst recht nicht. Während der Tage und Nächte, die sie Stunde um Stunde an Onnes Bett gesessen hatte, war der Blick auf das langsam, gleichwohl stetig wachsende Grün ihr größter Trost gewesen. Die stille Kraft des Baumes, der Jahr um Jahr die tote Zeit des Winters überlebte, um im Frühjahr sein üppiges Laub hervorzubringen, war ihr zum Symbol der Zuversicht geworden. Sie legte beide Hände fest an die raue Rinde, wäre es ihr nicht so unchristlich und töricht erschienen, hätte sie danke gesagt.

Rasch zog sie die Hände zurück und barg sie in den Taschen ihres Rockes. Sie stellte sich Merthes Gesicht vor, wenn sie sie bei der Berührung des Baumes beobach-

tet hätte. Einem Baum zu danken, seinen Stamm zu streicheln, wäre Merthe nicht einmal ketzerisch vorgekommen, sondern ausschließlich einfältig. Davon bekam man nichts als schmutzige Hände.

Sie würde den Baum nicht fällen lassen. Sicher war es möglich, stattdessen die hinteren Fenster zu vergrößern. Gutes Glas war teuer, aber für eine Druckerei eine sinnvolle Investition.

Erst als sie die Klinke hinunterdrückte, fiel ihr ein, dass sie den Schlüssel aus dem Kontor holen und die Tür zur Druckerei aufschließen musste. Doch die Tür gab nach und sie ertappte sich bei einem leisen Gefühl der Genugtuung: Cornelis Kloth hatte vergessen abzuschließen. Es war angenehm, einen fehlerlosen Mann bei einem Fehler zu ertappen.

Der vordere Raum des Hinterhauses war düster, ihn erreichte das wenige Tageslicht, das die Kastanie hindurchließ, zuletzt, deshalb wurde er als Lager benutzt. Ihr Blick glitt über die Vorräte von Papier verschiedener Qualitäten, registrierte unwillkürlich die Zahl der Stapel und deren Höhe, die kleinen Tonnen mit Ruß und die Kannen mit Leinöl für die Druckerschwärze, glitt weiter über das Regal mit allerlei Gerätschaften, über die schweren Schürzen der Drucker an den Wandhaken, den langen, von Hockern umringten Holztisch für die Mittagspause.

Die Tür zum hinteren, dem größeren Raum stand halb geöffnet. Sie schob sie ganz auf und stutzte. Die Angeln hatten immer ein bisschen gequietscht, nun bewegten sie sich geräuschlos. Cornelis musste sie in den letzten Tagen geölt haben.

Noch stand die Sonne zu tief, um den Raum ganz zu

erhellen. An der ersten der drei Pressen konnte den größten Teil des Jahres erst am Spätvormittag gearbeitet werden, doch durch die hinteren Fenster fiel schon das klare Licht des Morgens auf die schrägen Tische mit den Setzkästen und auf die anderen Pressen. Abrupt blieb sie stehen. Die Setzkästen? Die Tische waren leer. Wo waren die Setzkästen? Niemals in all den Jahren hatte sie die Tische leer gefunden. Rasch trat sie vor – und da sah sie es. Das konnte nicht sein, das war nur ein schlechter Traum, sie hatte viele Nächte kaum geschlafen, ihre überreizte Phantasie spielte ihr einen Streich. Es knirschte leise unter ihren Füßen und sie wusste, dass es doch wahr war.

Weder die Theaterzettel für die Wanderkomödianten noch die Warenlisten des Konfitüren- und Spezereienhändlers am Schaarmarkt würden heute gedruckt werden, gar nichts würde unter die Pressen kommen. Auf den schwarzen Dielen vor den Tischen lagen die Kästen wie auf einem mattsilbernen Teppich aus Tausenden von Lettern.

«Mein Gott!», flüsterte sie und sank auf die Knie. Mit flatternden Händen griff sie nach den Lettern, starrte auf ein großes C, fühlte ein winziges Y, fand einen Punkt und ein Fragezeichen – und ließ die kleinen Bleistücke mit den erhabenen Zeichen wieder fallen. Es war hoffnungslos. Es würde Wochen dauern, bis alle wieder in ihren Fächern lagen. Sie waren winzig, und die Setzer mussten blind nach ihnen greifen und darauf vertrauen können, dass alle Zeichen in den richtigen Fächern lagen.

Drei Kästen lagen auf dem Boden, einer musste also noch auf seinem Platz auf dem hinteren Tisch stehen. Wenn seine Fächer gut gefüllt waren, konnten sie die

Lettern auf zwei Kästen verteilen, konnten zwei Setzer arbeiten, jedenfalls so lange, bis die ersten Buchstaben ausgingen. Aber wenn nicht, wenn er nur in einer anderen Ecke lag? Hinter der dritten Presse ausgeleert wie die andern?

Hastig beugte sie sich vor, schirmte mit der Hand die Augen gegen das schräg einfallende Licht und sah zwischen den stämmigen Beinen der Druckpressen hindurch. Ihr Herz machte einen Satz und sie erstarrte. Da lag kein Setzkasten, da lagen auch keine Lettern. Da lag ein Mann. Ein blutiges Rinnsal aus seinem rechten Ohr war an seinem Hals entlang und in seine weiße Halsbinde gesickert.

*

Die Braut saß in der ersten Reihe und strich immer wieder zärtlich über den Stoff ihres lichtblauen Kleides. Es war das schönste und ganz gewiss auch das feinste, das sie je besessen hatte, ein wertvolles Geschenk einer alten Dame, die sie bis heute nicht einmal gekannt hatte. Es war nicht ganz neu, doch selbst die glänzenden weißen Bänder am Dekolleté und an den Ärmeln schimmerten makellos. Dass die ungewohnten Stäbe aus Fischgrat über der Taille sie zwangen, sehr aufrecht zu sitzen, störte sie nicht, heute war ein Tag zum Aufrechtstehen. Ihre rechte Hand, dünn wie ihr ganzer kleiner Körper und rau und gerötet – daran hatten auch die Einreibungen mit Mattis kostbarer Beinwellsalbe nur wenig geändert –, tastete behutsam nach der Seidenblume in ihrem Haar. Auch die war ein Geschenk, von Rosina, der jungen Frau, die neben ihr in der Bank unruhig hin und her rutschte.